

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 260. Bromberg, den 17. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

(7. Fortsetzung.

„Nun, haben Sie die rätselhafte junge Dame wieder gesehen?“ fragte ich so nebenbei.

„Sie war vor einigen Tagen hier und kaufte einiges,“ erwiderte die Frau. „Ich glaube, sie wird in der nächsten Zeit verreisen.“

„Wieso?“ fragte ich bestürzt.

„Sie erwähnte, daß sie nicht mehr lange hier sein werde und in einer dringenden Angelegenheit verreisen müsse.“

„Sagte sie, wohin?“

„Nein, ich fragte sie zwar nach dem Ziele ihrer Reise, sie gab mir aber keine Antwort.“

„Fahren die beiden Männer mit ihr?“

„Das weiß ich nicht,“ erklärte die Frau. „Als sie gestern hier war, war sie sehr elegant angezogen — jedenfalls hat sie weder Mangel an Geld noch an Toiletten. Ich kenne mich mit ihr nicht aus.“

„Auch ich nicht,“ sagte ich offenherzig. „Ihre Begleiter gefallen mir aber nicht, das sind merkwürdige Gestalten.“

„Ja. In den letzten Tagen ist ein neuer Mann aufgetaucht — ein langer, magerer. Mein Mann, der während des Krieges in Rußland war, behauptet, er spricht russisch.“

„Aber die anderen sprechen, glaube ich, französisch?“

„Ich verstehe nicht, was sie miteinander plappern,“ sagte die Kaufmannsfrau. „Ich glaube beinahe, das Mädchen ist beim Theater, sie kleidet sich wie eine Schauspielerin. Warum sie sich aber mit diesen Ausländern abgibt und in diesem verschlossenen Hause lebt, verstehe ich nicht.“

Ich bezog wieder meinen Beobachtungsposten und bemerkte, daß Erika gegen sechs Uhr allein zurückkehrte und sich, wie gewöhnlich, das Haustor aufsperrte. Die beiden schäbigen Strolche folgten eine Stunde später.

Ich war aber überrascht, denn ein schlanker, junger Mann, ein typischer Franzose, folgte den beiden in einer gewissen Entfernung. Ich erkannte sofort in ihm den geheimnisvollen Beobachter, von dem Curtis gesprochen hatte.

Kein Zweifel, die Leute ließen sich bewachen, ob ihnen nicht die Polizei folgte.

Der junge Franzose schlenderte, eine Zigarette rauchend, die Straße entlang, ging bei dem geheimnisvollen Hause vorbei und weiter bis zu dem Kaufladen an der Ecke. Nach einer kurzen Pause, während er vorsichtig nach allen Richtungen spähte, kehrte er zu dem Haus zurück, musterte es mit neugierigem Blick und verschwand dann in einer Seitengasse.

In dem Auftauchen dieses jungen Burschen erblickte ich eine Gefahr für uns, war es doch klar, daß er etwas vorhatte. Aber wovor hatten die Leute solche Angst? Was für eine Verschwörung lag da wieder vor? Daß sie Feinde hatten, zeigte am besten der verzweifelte Anschlag auf das Mädchen und auf Doktor Campari.

Am Abend kehrte ich in meine eigene Wohnung zurück, kleidete mich um und traf mich dann mit Curtis im Königlichen Automobilklub, wo wir zusammen speisten und die Lage der Dinge besprachen. Auch er war der Ansicht, daß der junge Franzose zu dem Zwecke aufgenommen war, um das Trio vor einer Beobachtung zu bewahren.

„Solange er auf dem Posten ist, wird unsere Aufgabe keine leichte sein,“ meinte er. „Irgendein böses Spiel ist im Gange, von dem das Verschwinden der Lady Erika, ihres Verlobten und des Führers nur ein Teil ist.

8. Kapitel.

Eine unheimliche Entdeckung.

Wir müssen herausfinden, ob dieser Harkley Johnson noch am Leben ist. Vielleicht ist er wirklich tot, das Opfer eines Komplottes.“

„Doch sicher hatte Erika keinen Anteil daran,“ rief ich aus.

„Bewußt sicher nicht, doch vielleicht war sie unbewußt seinen Feinden behilflich. Wer kann es wissen? Ich sage dir, Ralph, wir sind einer großen Sache auf der Spur.“

Nach einigen Tagen sah ich eines Abends die beiden Männer gegen neun Uhr aus dem Hause kommen und in das Gasthaus „Zur Krone“ gehen. Der junge Franzose war nicht mit ihnen. Wenn ich ebenfalls hinginge, überlegte ich, könnte ich sie von einem anderen Zimmer aus genau überwachen. Ich riskierte es also und ging hin.

Sie saßen in einem kleinen, rauchgeschwängerten Zimmer und plauderten mit zwei anderen Männern, scheinbar Bekannten. Ich stand im Nebenzimmer und konnte sie genau überwachen, ohne von ihnen gesehen zu werden. Der ältere von ihnen war klein, untersetzt, hatte einen grauen Schnurrbart und unheimliche Augen, während der andere dunkles Haar und ein scharfgeschnittenes Gesicht hatte und ernste, tiefliegende Augen.

Ich hatte Angst, von ihnen gesehen zu werden, deshalb trank ich mein Bier aus und ging nach Hause. Eben als ich in mein Haus treten wollte, sah ich das Mädchen herauskommen und in den Kaufladen am Ende der Straße gehen. Sie war ohne Hut und trug denselben alten Pelzmantel, den sie damals in jener Nacht getragen hatte. Als ich ihr nachblickte, kam mir plötzlich ein Gedanke.

Vielleicht hatte sie das Tor offen gelassen, wie ich es schon einmal bemerkt hatte, als sie auch in den Laden gegangen war.

Ich eilte daher über die Straße hinüber, stieg die wenigen Stufen empor und fand das Tor tatsächlich offen. Ich durfte keine Sekunde verlieren. Durch einen Gang eilte ich in ein Zimmer zur Linken, in dem ein schwaches Licht brannte.

Als ich das Innere des Zimmers erblickte, fuhr ich entsetzt zurück.

Der Raum war kahl, nur auf zwei Sesseln stand ein geschlossener Sarg aus poliertem Holz. An seinem Kopf- und Fußende brannte je eine Kerze, die einzige Beleuchtung im Trauergemach.

Ich bemerkte, daß sich auf dem Sarg eine glatte Metallplatte befand, auf der ein Name eingraviert war.

Vorsichtig schlich ich mich näher.

Der Name, der auf dem Sarge stand, war mein eigener. Entsetzt stürzte ich aus dem Hause und eilte in mein Zimmer zurück, um eben noch Erika zurückkommen zu sehen.

Was ich gesehen hatte, hatte mir tiefes Entsetzen eingeflößt. Wollte man mich in eine Falle locken und mich töten? Es schien so.

Zehn Minuten später rief ich von einem Telefonautomaten in der King Street aus Curtis Charnwood an. Glücklicherweise war er daheim, und ich bat ihn, sofort in meine Wohnung zu kommen.

Eine halbe Stunde darauf saßen wir beisammen. Er hatte meine hübsche Kusine Elsie Bowater mitgebracht, mit der er schon über den Fall gesprochen hatte.

Als ich erzählte, was ich in dem verschlossenen Hause gesehen hatte, starrten mich beide mit offenem Munde an.

„Ob sie wohl wissen, daß du sie beobachtest?" fragte Elsie. „Wenn ja, dann ist deine Lage sehr gefährlich."

„Das sage ich auch," erklärte Curtis. „Du mußt vorsichtig sein, Ralph."

„Ja, ich weiß es. Warum sollten sie mich aber umbringen wollen, ich habe ihnen doch nichts getan?"

„Sie halten dich jedenfalls für jemand anderen, den sie unter dem Namen Ralph Remington kennen", meinte Elsie. „Ihr Feind sieht dir wahrscheinlich sehr ähnlich."

„Dann muß ich eben beweisen, daß ich nicht ihr Feind bin," erwiderte ich. „Wie kann ich das aber, wo mich doch Lady Erika und der Abgeordnete Campari vor der Polizei so beschuldigt haben?"

„Nur dadurch, daß du der Lady Erika kühn entgegentrittst," schlug Curtis vor.

„Und ihnen die Stirne biete, meinst du?" fragte ich.

„So hast du wenigstens eine Gelegenheit, dich zu verteidigen," warf Elsie ein. „Ich bin bereit, euch beiden zu helfen. Ich kann sie in unverdächtiger Weise beobachten, denn mich kennen sie nicht."

„Jede Überwachung wäre für dich mit großer Gefahr verbunden," wendete ich ein. „Sie haben allerdings schon meinen Tod vorbereitet, vorläufig kann ich nicht verstehen, weshalb."

„Der Grund dazu ist mir klar," rief Curtis aus. „Sie glauben, daß du schon zuviel weißt."

„Worüber?"

„Über den Tod der Lady Erika und ihrer Gefährten."

Ich mußte lachen.

„Vielleicht können wir binnen kurzem alles aufklären," sagte ich. „Doch vorerst müssen wir herausfinden, wer durch den Tod der Lady Erika einen Vorteil gehabt hätte."

„Oder durch den Tod von Hartley Johnson," ergänzte Elsie.

„Stimmt. Wir müssen das Motiv der schlau vorgetäuschten Tragödie in den Alpen finden — wenn es nicht wirklich eine Tragödie war und das Mädchen gar nicht mit Lady Erika identisch ist," bemerkte Curtis.

„Gewiß, wir haben ja ihre wahre Identität noch gar nicht festgestellt," warf ich ein.

Als ich in meine Wohnung gekommen war, hatte ich dort eine Nachricht von Inspektor Wade vorgefunden. Er ersuchte mich, ihn in Scotland Yard aufzusuchen. Als ich am nächsten Morgen in seinem Bureau saß, begann er:

„Gestern erhielten wir von der Polizei in Montreux in der Schweiz Nachricht von einem neuen Fall einer geheimnisvollen Tätowierung. Eine junge Amerikanerin, namens Edna Birkett, deren Eltern in Washington leben und die in Paris die Kunstakademie besucht, verbrachte dort mit drei anderen Amerikanerinnen im Hotel Eden, das am Ufer des Genfer Sees liegt, ihre Ferien. Die Mädchen unterhielten sich ausgezeichnet und machten Ausflüge auf dem See und mit den Drahtseilbahnen nach Caux, Les Avants und nach anderen Orten. Am Abend des vergangenen Mittwochs gingen nun die Mädchen nach dem Diner in den Hotelgarten hinauf, der gegen den See zu liegt und einen herrlichen Ausblick auf die savoyischen Alpen bietet. Sie plauderten mit den anderen Gästen, nach einer Stunde aber vermißte man Fräulein Birkett. Ihre Freundinnen, die darüber sehr bestürzt waren, suchten sie, doch umsonst."

„Sie muß sich also im Hotelgarten von ihnen getrennt haben," bemerkte ich.

„Es scheint so. Hier ist der Bericht." Mit diesen Worten schob er mir mehrere eng mit Maschinenschrift beschriebene Blätter hin. „Man fand sie um fünf Uhr früh bewußtlos in einem kleinen Wäldchen bei Glion, zweitausend Fuß über der Stadt," fuhr er fort. „Ihr Mantel fehlte, sie trug ein ärmelloses, schwarzes Abendkleid und man sah, daß sie auf der Schulter jenes seltsame Mal hatte. Die Schweizer Polizei hat uns um unsere Hilfe gebeten, doch was können wir tun? Das Ganze ist ein vollkommenes Rätsel."

„Ein tiefes Geheimnis," stimmte ich ihm zu. „Lebt Fräulein Birkett?"

„Sie ist noch immer bewußtlos, wie es bei dem Mädchen der Fall war, das Sie in der Dean Street fanden."

„Wie steht die Sache mit dem Amerikaner, Herrn Masters?" erkundigte ich mich.

„Unsere Nachforschungen ergaben, daß er ein bekannter Juwelier aus Chikago ist, der öfters geschäftlich nach London und Paris kommt. Er hat zwar das Bewußtsein wieder erlangt, kann sich aber an Einzelheiten des Abends nicht erinnern. Ich wollte, wir könnten das Geheimnis lösen."

„Eines ist sicher: alle diese Male in der Form eines „E" können nicht durch ein und dieselbe Hand zugefügt worden sein, denn die Fälle in London und Mailand ereigneten sich in der gleichen Nacht."

„Stimmt. Aber seien Sie vorsichtig, Herr Remington", sagte er ernst. „Da Sie das Mädchen in Soho gefunden haben, können Sie sich dadurch bei uns unbekannten Personen mißliebig gemacht haben, die dieses Mal auf so geheimnisvolle Art und Weise zufügen."

Es verschlug mir die Rede. Er äußerte dieselbe Vermutung, die auch mir schon aufgestiegen war. Doch ich zeigte eine gleichgültige Miene.

„Ich werde schon achtgeben," erklärte ich, „haben Sie keine Angst!"

9. Kapitel.

Von Angesicht zu Angesicht.

Eines Abends, ungefähr zehn Tage später, ließ ich mich auf ein gefährliches Unternehmen ein.

Der Gedanke, daß mein eigener Sarg in dem Hause gegenüber für mich bereit stünde, ging mir auf die Nerven. Mich wunderte nur das eine, daß nämlich Lady Erika oder Ena Courtland, wie sie sich zu nennen beliebte, so unvorsichtig gewesen sein sollte, das Haustor beim Fortgehen nicht abzusperren.

Auch mit Curtis und Elsie sprach ich darüber. Sie waren der Meinung, daß Lady Erika wahrscheinlich ihren Schlüssel verlegt hatte und, da sich das zweite Exemplar in Händen ihres männlichen Gefährten befand, gezwungen war, das Tor offen zu lassen. Absichtlich hatte sie es sicher nicht getan.

Warum ich nur als Opfer eines Komplottes ausersehen war, das meinen Tod zum Ziele hatte? Ich trug jetzt stets eine Pistole bei mir, doch war noch kein Anschlag auf meine Person verübt worden. Ich beobachtete auch weiterhin das Haus, in welchem hinter den herabgelassenen Jalousien mein Sarg stand, doch es ereignete sich nichts Ungewöhnliches mehr.

Manchmal stieg mir der Gedanke auf, ob in dem Sarge, den ich gesehen hatte, nicht schon eine Leiche gelegen war, denn es hatten doch die Kerzen gebrannt. War vielleicht der Unbekannte, der unter meinem Namen auftrat, schon tot? Mehr als einmal dachte ich daran, zu Inspektor Wade zu gehen und ihm meine Entdeckung mitzuteilen, doch auf Curtis Anraten stand ich wieder davon ab und setzte meine Beobachtungen fort.

Zehn Tage darauf, gegen halb sechs Uhr abends, als ich eben fortgehen wollte, sah ich Fräulein Courtland, die diesmal einen prachtvollen Bibermantel trug und einen schwarzen Hut auf hatte, in der Richtung gegen King Street zu gehen. Ich folgte ihr, wie gewöhnlich als Mechaniker gekleidet. In der Station Broadway der Untergrundbahn löste sie einen Fahrschein nach Piccadilly Zirkus und ich

fuhr in demselben Zuge mit. Am Bestimmungsorte angekommen, beeilte ich mich, vor ihr in den Lift zu gelangen, und als sie auf die Straße trat, folgte ich ihr in sicherer Entfernung.

Ich sah sie auf den Eingang des Criterion-Restaurants zueilen. Als sie in die große Halle trat, stand ein junger, ziemlich schwindsüchtig aussehender Mann in elegantem Smoking auf, um sie zu begrüßen.

Sie schüttelten sich herzlich die Hände und ich sah dann, wie sie wegging, um ihren Mantel und Hut in der Garderobe abzugeben. Einen Augenblick später stieg ich in ein Autotaxi, fuhr in meine Wohnung, zog mich um und war eine halbe Stunde darauf wieder im Criterion-Restaurant. Nach kurzem Suchen fand ich die beiden — sie speisten zusammen. Sie sah reizend aus, doch es schien mir, als ob die Gesellschaft des jungen Mannes sie langweilen würde. Er machte einen blutarmen und kränklichen Eindruck und sein hohes Lachen klang unnatürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Plädoyer.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Einen dicken, fetten Strafprozeß, den hätte sich der Rechtsanwalt Linden gewünscht — das war seine Sehnsucht seit drei Jahren. Es ging ihm nicht so sehr ums Geld, sondern um den Ruhm. Der läßt sich nicht erringen, wenn zwei Parteien um Vermögenswerte irgend welcher Art kämpfen.

Dann kam die Sache mit Querrel — mit Querrel, der angeschuldigt war, einen Bauern auf freiem Felde hinter Pichelsdorf überfallen, ermordet und beraubt zu haben. Die Kriminalpolizei glaubte, in dem Mann einen guten Fang gemacht zu haben, fest überzeugt, daß Querrel noch an einer großen Anzahl Kapitalverbrechen nicht unbeteiligt sei. Aber was hilft alle Überzeugung, wenn man es mit einem so geschickten Gegner zu tun hat, der aus einigen Dutzend Vernehmungen und Verhören unversehrt hervorgeht, sich niemals in Widersprüche verwickelt und die gefährlichsten Klippen mit bewundernswerter Geschicklichkeit umschifft?

Also ließ man die anderen Vermutungen fallen, und der Untersuchungsrichter beschränkte sich auf die Angelegenheit mit dem Bauern. Hier freilich war die Sache nach Ansicht aller sonnenklar, und wenn Querrel in diesem Falle hartnäckig leugnete — fast lückenlos schloß sich die Reihe der Indizien, und das Ergebnis der Verhandlung konnte nicht im geringsten zweifelhaft sein.

Vielleicht weil diese Geschichte so uninteressant, so beinahe langweilig war, verfiel man darauf, Linden mit der Offizialverteidigung zu beauftragen. Der besann sich nicht einen Augenblick. „Raubmord? Ho — natürlich — das machen wir". Am nächsten Tage, bei Durchsicht der Akten, ließ die Begeisterung schon nach — wirklich, hier war kein Lorbeer zu ernten.

Dennoch überlegte Linden, daß ihm hier das Schicksal einen Fall in die Hand gegeben hatte, wie er ihn sobald nicht wieder zugeschoben erhalten würde.

„Wenn ich diesen Mann — trotz allem — frei bekommen sollte, würde die Welt Kopf stehen vor Bewunderung", dachte er und wühlte sich mit einem zähen und verbissenen Eifer in das dicke Aktenstück, als ginge es um sein eigenes Leben. Zwei Abende, zwei halbe Nächte saß er wach, und wenn er sich endlich ins Bett warf, zitterte er vor Aufregung und konnte lange nicht einschlafen. Aber am Abend des dritten Tages stand er plötzlich auf, lief pfeifend und singend im Zimmer auf und ab, bestellte sich ein heißes Bad, kurz und gut, er benahm sich so aufgekratzt und übermütig, daß es keiner besonderen Menschenkenntnis bedurfte, um zu merken: Er hat's! Er hat den Punkt gefunden, von dem aus er die Anklage zu Fall bringen wird.

Freilich, als er dann kurz vor dem Verhandlungstage seinen zwangsweisen Klienten erstmalig sah, dachte er erschrocken „Donnerwetter, wenn dies Gesicht nicht von Rechts wegen an einen Galgen gehört, dann weiß ich nicht . . ." Aber alsbald suchte er sein etwas aus dem Gleichgewicht gebrachtes Gewissen zu beruhigen: „Man soll nicht nach dem Äußeren urteilen — es hat Schwerverbrecher gegeben, die aussahen wie Heilige und umgekehrt." Querrel lächelte aufdringlich und gerissen, beeilte sich dann, auch dem Verteidiger in beweglichen Worten seine Unschuld zu beteuern. Der wollte in Wahrheit gar nichts anderes hören, empfahl ihm nur, sich auf die knappeste Beantwortung aller an ihn gerichteten Fragen zu beschränken und im übrigen alles andere vertrauensvoll ihm, dem Verteidiger, zu überlassen. Was zu tun Querrel dann auch bereitwilligst und hoch und heilig versprach . . .

Der Staatsanwalt, ein schmaler, forscher Herr, begnügte sich, einleitend mit schmetternder Stimme auf die in Entsetzen erregender Weise zunehmende Zahl der schweren Verbrechen und auf die Notwendigkeit hinzuweisen, diesen Entartungserscheinungen mit aller Schärfe des Gesetzes entgegen zu treten. Nachdem er dann an Hand der Untersuchungsergebnisse nochmals alle belastenden Momente aufgeführt hatte, beantragte er Todesstrafe.

Nicht einmal die sechs Schöffen zuckten zusammen — das alles war ja so selbstverständlich, lag so klar auf der Hand. Der Vorsitzende erteilte dem Verteidiger das Wort; aus seinen Augen sprach eine leise Bitte: Mach's kurz — hier ist ja doch nichts zu ändern.

Linden erhob sich. Sein Auge traf den Staatsanwalt — etwas in seinem Blick ließ diesen zusammenzucken.

Wort für Wort und Schritt für Schritt zerpflückte Linden den Indizienbeweis. Da war eine Masche, eine einzige, winzige, kaum sichtbare Masche in dem Netzwerk, die nicht ganz fest war, nicht ganz schloß. Und Linden packte diese Masche, wies sie auf, zog an ihr und siehe da — nach einer knappen Stunde hatte er das ganze kunstvolle Gebilde zerfasert, entwirrt, aufgerollt wie einen wollenen Strumpf.

Anfänglich hatte man kaum hingehört. Aber mählich ging ein seltsames Raunen durch den Saal; die Richter, die Schöffen steckten die Köpfe zusammen. Das Gesicht des Staatsanwalts wurde aschgrau.

„Begehen Sie keinen Justizmord, meine Herren", schloß Linden pathetisch, sich der Geschworenenbank zuwendend. „Urteilen Sie nicht auf Grund von Indizien, die wie ein Kartenhaus von dem leisesten Wind zusammengeweht werden können. Mein Klient hat erklärt: Ich bin unschuldig. Ich verlange nicht, daß Sie ihm Glauben schenken. Es geht nicht um Glauben — es geht um Recht. Recht muß bewiesen werden. Wo — ich frage Sie — wo . . . wo . . . sind jetzt noch die Beweise des Herrn Staatsanwalts? . . ."

Aufatmend ließ er sich nieder. Vielleicht hätte man geklatscht, obgleich es verboten ist. Sicher hätte man es getan — wenn nur nicht der Angeklagte so niederträchtig vor sich hingegrinst hätte. Dennoch — daß dieser Prozeß allen Erwartungen zum Trotz mit einem glatten Freispruch enden mußte, darüber bestand in diesem Augenblick bei niemandem mehr ein Zweifel . . .

Zwei Tage später wurde dem Rechtsanwalt der Besuch Querrels gemeldet. „Er wird sich bedanken wollen", dachte Linden und ließ ihn vor, trotz seiner instinktiven Abneigung gegen dieses Gesicht. Schließlich war es indirekt Querrel zu danken, daß Lindens Plädoyer in alle Zeitungen kam und er fast über Nacht zu einem berühmten und gesuchten Verteidiger wurde.

Querrel grinste in einer Art, die Linden nun bereits kannte und die ihn immer wieder abstieß.

„Das ging hart am Strang vorbei", sagte er mit heiserer Stimme, sich linkisch verbeugend. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Rechtsanwalt."

„Da ist nichts zu danken", erwiderte Linden fast schroff. „Ich tat nur meine Pflicht — es war meine Aufgabe, ein Schuldig zu verhüten, wo eine Schuld nicht erwiesen ist."

Er wollte eigentlich sagen: „Es ist meine Aufgabe, die Unschuld zu verteidigen und zu schützen", aber vor diesem brutalen und verschlagenen Gesicht bekam er es nicht fertig, so zu sprechen.

„Ich möchte mich trotzdem erkenntlich zeigen", nahm Querrel wieder das Wort. „Und wenn ich auch kein Geld habe, so . . ."

Er nestelte umständlich ein kleines Päckchen aus seiner Tasche, überreichte es mit einladendem Grinsen dem Rechtsanwalt

Der wollte schon eine abwehrende Handbewegung machen — schließlich siegte die Neugier. Langsam löste er das Papier. Auf seiner Hand lag ein Ring, ein breiter, goldener Ring mit seltsamen exotischen Ornamenten, ein sogenannter Zodiakalring, wie man ihn nur ganz selten findet. Dieser hier war besonders gekennzeichnet — er umschloß einen Rubin, der groß und dunkelrot wie ein schwerer Blutstropfen aus dem matten Golde hervor leuchtete.

Linden umklammerte die Tischplatte mit seinen beiden Fäusten. Sein Gesicht war schneeweiß, und er zitterte heftig. Dieser Ring, einen solchen Ring hatte er vor sechs oder sieben Jahren einem Mädchen geschenkt, das er sehr, sehr liebte. Das Mädchen hatte wenig später mit einigen Freundinnen einen mehrtägigen Ausflug gemacht, hatte sich verirrt und war nie mehr wiedergekommen. Erst Wochen danach hatte man ihren armen, gräßlich verstümmelten Körper in einem Walde, von Laub und Erde bedeckt, aufgefunden.

„Was . . . was ist?" lallte Querrel mit verzerrtem Gesicht. Aber er bekam keine Antwort mehr . . .

Als der alte, grauhaarige Bureauvorsteher, zu tiefst erschrocken über den scharfen, dröhnenden Knall im Nebenzimmer, hereinstürzte, lag Querrel mit zerschmettertem Schädel auf dem Teppich. Vor dem Schreibtisch aber, in den Sessel gekrümmt, saß Linden und lachte wahnsinnig, mit grauenvoll verdrehten, vorquellenden Augen.

„Den . . . den hab' ich verteidigt . . . hahaha, ich . . . ich habe die Unschuld verteidigt!"

Das Früchtchen.

Skizze von Paul Richard Greiner.

Die Führung vom „Café zur Blutwurst" — es lag an der alten Darse in Toulon, und sein vielsagender Name „du Boudin" ist alles eher denn romantische Erfindung — war ein saures Geschäft. Denn der Hafen mit seinen südlichen, ab und zu afrikanischen Gepflogenheiten und die Größe einer Garnison, die Ausschreitungen auf den verschiedensten Gebieten unvermeidlich macht, bestimmten sein Gesicht.

Damit hatten Vater und Mutter Vauban sich ein für allemal abgefunden und sich redlich in Tag- und Nachtschicht geteilt. Unter Ach und Weh, aber doch! Denn ihr Betrieb war der schlechteste noch lange nicht. Alljährlich warf der schon ein nettes Sümmchen ab, und da Louis, der Vaubans einziges Kind, sich in Lyon des Studiums der Medizin befleißigte, hatte das viele, hier aus den Lastern der Welt herausgeschlagene Geld schon seinen vernünftigen Zweck.

In den heißen Tagesstunden des provenzalischen Sommers, wenn die dicken Fliegen an der großen Scheibe surrten und vom Zucker angelockt, in die ihnen gestellte Glasfalle torkelten, hatte das „Café zur Blutwurst" seine stille Zeit.

Dann saß Mutter Vauban strickend hinter der Theke, und ihr Mann zog sich auf das Bett in die eheliche Schlafkammer zurück. Die lag zu ebener Erde, wie das Kaffeehaus selber, und wurde von diesem durch Tür und Glasverschlag getrennt. Trotz seiner intimen Bestimmung ein den hier verkehrenden Stammgästen nicht unbekannter Raum, der schon manchem Rettung brachte, weil aus ihm eine Treppe hinab in den Keller und von diesem wieder eine Fallklappe in ein verschwiegenes Seitengäßchen führte. Revidierenden Patrouillen und recherchierenden Polizisten hatte diese, wie oft schon, ein Schnippchen geschlagen, wenn es einen über Zapfenstreich ausgebliebenen Soldaten oder einen das weite Meer suchenden Flüchtling vor dem Arrest oder dem Polizeigewahrsam zu retten galt!

Vor diesem Glasverschlag und seiner Tür pflanzte sich Mutter Vauban mit Vorliebe in ihrer ganzen Größe auf. Und die Eingeweihten lächelten, wenn sie sie in dieser Position erwischten und nannten sie zutraulich: „Engel vor dem Paradies!"

Der „Engel" fuhr von seinem Strickstrumpf auf. Eine Fliege, die den vergeblichen Kampf in der Falle aufgegeben hatte, torkelte in das todbringende Naß.

Mutter Vauban schrie: „Du, Louis!"

„Ja, Mutter!"

„Wie siehst du denn aus?"

Die Frage der an allen Gliedern bei des Sohnes Anblick zitternden Frau war nur allzu berechtigt. Denn der Jüngling, aus dem nach dem Willen seiner Eltern in Lyon ein großer Herr werden sollte, sah aus wie ein Vagabund.

„Ich komme zu Fuß aus Lyon, Mutter!"

„Zu Fuß aus Lyon, Louis?"

„Auf der Flucht! Es ist etwas Schreckliches geschehen: Ich habe einen erschossen . . ."

„Einen erschossen, Louis?"

Mutter Vaubans entsetzte Frage war mehr aus den weit aufgerissenen Augen der alten Frau zu lesen als in verständliche Worte gekleidet, denn ihre Sprache ging in lautem Geschluchze unter.

Louis antwortete trotzdem: „Um Adriennes willen, Mutter! Ich weiß selber nicht, wie es kam! Die Eifersucht . . . Hilf mir, Mutter . . . jede Minute . . ."

Und noch ehe die Mutter alles so recht begriffen hatte, stand Vater Vauban mitten im Café. Sein Gesicht war aschfahl, Schweiß perlte auf seiner Stirn. „Heute kommt Lerond", stammelte er. „Er kann jeden Augenblick da sein."

„Wer ist das?" schrie Louis.

„Der Kommissar unseres Bezirks, wer denn sonst?"

Während dieser Erklärung hatte Vater Vauban die Brieftasche gezogen. „Schnell, schnell Louis! Hier durch die Schlafkammer, die Kellertreppe hinunter, dann durch die Fallklappe in die Rue Malin, hier, hier . . ."

Schon drängte er den Sohn in der Richtung des Auswegs und drückte ihm drei Tausender in die Hand. „Mach' dich fort, nach Algier, nach Tunis, oder noch besser über die italienische Grenze — nur fort, fort!"

Was nun folgte, schien in Sekunden vor sich zu gehen. Louis' Sprung in die elterliche Schlafkammer, sein Hinabstürzen über die Kellertreppe, das Heben der Fallklappe, das Erreichen der Rue Malin.

Mutter Vauban klagte und jammerte: „Mein Kind, mein armes Kind!"

Und Vater Vauban wetterte und fluchte: „Wenn sie ihn erwischen, bin ich ruiniert." —

Aber in der Rue Malin fragte nur wenige Minuten später eine Frauenstimme: „Ist es geglückt, hast du das Geld, Louis?"

„Ich habe es, Adrienne", triumphierte das Früchtchen. —

Kommissar Lerond schien sich auf seinem heutigen Rundgang durch die Hafenkneipen der alten Darse verspätet zu haben, denn er suchte das „Café zur Blutwurst" erst gegen Abend auf. Mutter Vauban machte sich im Keller zu schaffen, und der Wirt des Etablissements tat so unbefangen, wie es ihm nur irgend möglich war.

Lerond fand auch nicht das Mindeste, was zu beanstanden gewesen wäre.

Nachdem er auf Einladung Vater Vaubans ein Viertel Weißen genommen hatte, wandte er sich zum Gehen und warf ganz beiläufig hin: „Und Ihr Louis, Vater Vauban?"

Der glaubte, daß ihn ein Herzkrampf befiele.

Und der Kommissar fuhr fort: „Ein flotter Bursche, Vater Vauban! Das ist in dem richtigen Alter und genießt sein Leben. Ich sah ihn vorhin am Bahnhof. Er nahm den Zug nach Paris zusammen mit einem Mädel, das gar nicht zu verachten ist. Ja, ja, ja! Wer auch noch einmal jung sein und es so haben könnte!"

Vater Vauban sagte kein einziges Wort.

Aber als Lerond glücklich draußen war und Mutter Vauban aus dem Keller zurückkam, machte er seinem ganzen Unwillen Luft.

Stillschweigend ließ Mutter Vauban das eheherrliche Ungewitter über sich ergehen. Dann aber sagte sie: „Dem Himmel sei Dank, daß er nach Paris gefahren ist und nicht nach Tunis, dann darf ich doch auf ein Wiedersehen hoffen!"

„Sobald er wieder Geld braucht, Alte!"

„Freilich, Vater Vauban!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.